



Forscherteam mit Doktorvater (v.r.) Anja Ruhdorfer, Felix Eckstein, Torben Dannhauer, Martina Sattler..

BILD: SN/PMU

Doktorvater als „greifbare Figur“

Nach dem Diplomstudium der Humanmedizin an der Paracelsus Universität und dem Doktoratsstudium forscht Anja Ruhdorfer am Institut für Anatomie. Vorbild ist ihr Doktorvater Felix Eckstein.

ILSE SPADLINEK

POSTGRADUELLE PMU-DOKTORATSSTUDIEN

Das Doktoratsstudium

der Medizinischen Wissenschaft (Dr. scient. med.) und das PhD-Studium Molekulare Medizin vermitteln wissenschaftliche und kommunikative Kompetenzen, um Problemstellungen auf hohem fachlichem und methodischem Niveau selbstständig bearbeiten und darstellen zu können. Zulassungsvoraussetzung ist ein einschlägiges Diplomstudium. Dem Bologna-Prozess folgend, wird an der PMU ab 2015/2016 nach neuem Curriculum ein dreijähriges PhD-Studium der Medizinischen Wissenschaft angeboten. Für Absolvent/innen der Humanmedizin lautet der entsprechende Titel dann „Dr. med. univ. Name PhD“. Information: www.pmu.ac.at.

Das Institut für Anatomie der Paracelsus Medizinischen Privatuniversität feierte kürzlich sein zehnjähriges Jubiläum – und für Institutsvorstand Felix Eckstein war es selbstverständlich, dass sein Doktorvater aus München anreiste und mitfeierte. Der ist darüber hinaus auch Patenonkel seiner ältesten Tochter und für Anatom Eckstein hat sein ehemaliger Mentor auch heute noch Vorbildfunktion. Den traditionellen Begriff „Doktorvater oder -mutter“ findet Anja Ruhdorfer schön und immer noch passend, weil er genau das beinhaltet, worauf es ankommt: jemanden zu haben, der einem den Einstieg in die wissenschaftliche Arbeit erleichtern soll, mit dem man „gemeinsam den Weg in die Wissenschaft geht“.

Bestenfalls ist das so – manchmal aber auch nicht. Eine intensive Betreuung ist für den Erfolg der Doktorarbeit essentiell, doch es gibt keine gesetzlichen Regeln, das Ausmaß der Vereinbarungen und die Kommunikation betreffend. Das hängt stark vom Fach und der jeweiligen Person ab. Im Zuge des Bologna-Prozesses geht die Tendenz bei der Umgestaltung der Doktoratsstudien an Österreichs Universitäten eher in Richtung Betreuung durch ein Wissenschafterteam und weg von der Einzelbetreuung. Noch gibt es aber das komplexe Verhältnis zwischen Doktorvater oder -mutter und wissenschaftlichem Nachwuchs während der prägenden Zeit der Doktorarbeit. Die Uni-Nachrichten baten Felix Eckstein und Jung-Forscherin Anja Ruhdorfer zum Gespräch, mit dabei auch Tobias Kiesslich, Leiter der postgraduellen Doktoratsstudien der PMU.

UN: Wie groß ist der Zeitaufwand für den Doktorvater – und was macht überhaupt einen guten Doktorvater aus?

Felix Eckstein: Dass er das Thema klar definiert, die Methoden, die zur Bearbeitung des Themas der Doktorarbeit nötig sind, bereitstellt, genau erklärt, wie man methodisch vorzugehen hat und gelegentlich mal nachhakt, wie es geht. Weiters sollte er Doktoranden möglichst früh auf internationale Kongresse mitnehmen und ihnen so die Möglichkeit geben, in die Wissenschaftscommunity einzutauchen, andere Wissen-

schafter kennenzulernen und sich auch den einen oder anderen Input zu holen. Der Zeitaufwand hängt von vielen Faktoren ab. Wir haben ja relativ viele Postdocs am Institut, sodass sich die Betreuung nicht nur auf den Doktorvater konzentriert. Der Aufwand ist aber höher, als die Leute allgemein glauben.

UN: Stimmt das mit den Erfahrungen überein, die Sie als Doktorandin gemacht haben?

Anja Ruhdorfer: Für mich persönlich muss der Doktorvater so wie Felix Eckstein auch eine greifbare Figur sein, zu der man mit seinen Problemen kommen und nachfragen kann. Natürlich sind klare Strukturen beim Thema wichtig, um sich zurechtzufinden und zu orientieren, das ist anfangs oft schwierig und man verirrt sich leicht in Details. Andererseits sollte man auch mal neugierig sein dürfen und die Möglichkeit für eigene Ideen haben. Wenn man dann auf den richtigen Weg zurückgeführt werden muss, sollten Eigeninitiative und Neugier trotzdem für gut befunden werden. Später dann gehören Selbstständigkeit und Selbstverantwortung zur Arbeit, das unterscheidet sich sehr von der Zeit als Studierende.

„Ich finde den Begriff ‚Doktorvater‘ schön und passend.“

Felix Eckstein, „Doktorvater“

UN: Der Begriff „Doktorvater“ impliziert auch die Verpflichtung, einiges an „Privatem“ zu leisten, etwas, was man als Betreuer vielleicht gar nicht leisten kann oder will.

Eckstein: Warum soll der Doktorvater das nicht leisten können oder wollen? Ich finde, das macht den Begriff erst aus, denn er zeigt, dass es sich um ein echtes Betreuungsverhältnis handelt. Man versucht dabei, einen zwar schon erwachsenen, aber doch im Szenario der Wissenschaften noch jungen Menschen reifen zu lassen und ihn dabei väterlich oder mütterlich zu unterstützen. Private Aspekte müssen nicht aussen vor bleiben, wie das eigentlich in jedem

modernen Arbeitsverhältnis heute idealerweise gelebt wird.

UN: Die Bezeichnung findet sich in keinem Universitätsgesetz, auch ist nicht geregelt, wie die Betreuung zu sein hat.

Thomas Kiesslich: An der Paracelsus Universität haben wir eine Betreuungsvereinbarung, die vor Beginn der Dissertation vom Betreuer und vom Doktoranden unterzeichnet werden muss, sie ist allerdings wie an anderen Universitäten eher allgemein gehalten. Als Studiengangsleiter wünsche ich mir, dass sich bei allen Beteiligten innerhalb des europäischen Hochschulraumes die Definition „early-stage researchers“ für Doktorandinnen und Doktoranden durchsetzt. Das sind zwar noch keine völlig unabhängigen und emanzipierten Wissenschaftler, aber doch auf der ersten Stufe dorthin. Es bedeutet, dass man auf Augenhöhe miteinander arbeitet.

Eckstein: Es ist ein Verhältnis, das gelebt werden muss. Natürlich kann man alles verschriftlichen, aber eigentlich hat man zu wissen, was richtig ist. Wo Betreuer versagen, würden sie vermutlich auch versagen, wenn alles schriftlich festgelegt wäre. Der Prozess steuert sicher hin zu mehr Formalisierung, das kann helfen, Unfälle zu vermeiden. Es birgt aber auch die Gefahr bürokratischer Hürden, die zu Reibungsverlusten führen und dennoch keine Garantie für ein wirklich gutes Verhältnis sind.

UN: Man hört immer wieder, dass Doktoranden unmotiviert bei ihrer Arbeit sind, auch ausgenutzt werden.

Eckstein: Ja, das passiert alles in diesem Spektrum. Es ist eine Unsitte, wenn Doktoranden wichtige Daten erarbeiten und bei der Publikation gar nicht genannt werden. Der Doktorand sollte ja idealerweise Erstautor seiner Arbeit sein, aber das muss er natürlich auch erfüllen und geistig in sein Thema hineinfinden. Wenn er sich wie ein technischer Mitarbeiter verhält und nur Daten verarbeitet, sie dem Doktorvater vorlegt und damit seine Arbeit beendet, hat er oder sie noch nicht das Anrecht auf einen Dokortitel, auch nicht auf eine Erstautorschaft. Sich in die Literatur einzuarbeiten ist sehr wichtig und wenn er das wirklich tut, wird der Doktorand zum Experten in seinem Thema und letztlich mehr wissen als sein Doktorvater oder seine Doktormutter.